

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

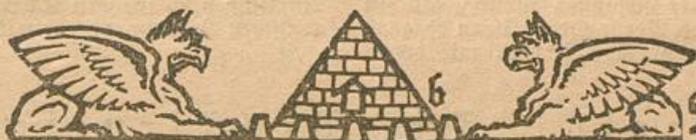
**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1922**

21.5.1922 (No. 21)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

11. Jahrg. No 21



21. Mai 1922

Hans Adalbert Berger / Die Gnade des Dichters.

Nur der selber schöpferische Mensch, dem auch nur einmal ein eigenpersönliches Werk aus dem verschwenderischen Material des Zeugungsstoffes gelungen ist, wird das gottselige Gefühl nach der vollbrachten Schöpfungstat voll verstehen können. In diesem Wörtlein „gottselig“ liegt die innere Verwandtschaft allen künstlerischen Urschaffens mit der aus nichts als aus der Idee, dem Willen gestaltenden Gottesallmacht, die sich uns in der Sichtbarkeit der Welt offenbart. Jenes unfassliche „Es werde!“ — „Und es ward!“ dürfen wir auch, ohne Gefahr der Profanierung, als die Zauberformel jeder echten, produktiven Kunsttat ansprechen und auf jede Vollbringung ursprünglicher, nativer Schaffenslust anwenden. Grundlegend und wesentlich ist nur, daß aus Trieb, Gefühl und innerer Anschauung der konzipierten Idee wirklich auch die konforme Gestalt hervorgehe, denn das eben ist Beruf und Gnade des schöpferischen Menschen, daß für ihn die Aufgabe und der Weg da einseht, wo der nichtschöpferische Mensch sich bei seinen erlebten oder erträumten Ideen und Gefühlen beruhigt. Eine andere Frage ist die oft gegensätzliche Verteilung von Lust- oder Unlustgefühlen bei diesen zwei Unterscheidungskategorien. Um es an einem Beispiel zu erhellen: Ein Spaziergang über frischgrünende Felder an einem Frühlingmorgen mit allen herzerhebenden Umständen kann sehr wohl in einer schmerzlichen Unlust enden, wenn das frohe Erlebnis dem schöpferischen Menschen begegnet, der bei dem Versuch, es zum Gedicht zu formen, auf Widerstände der Wortweigerung stößt, während der nur wahllos Erlebende in ungetrübten Erinnerungen schwelgt. Dagegen kann der umgekehrte Fall eintreten, wo beide von aufwühlenden Erfahrungen gepeinigt werden und sich der Eine, Bevorzugte, durch dichterische Gestaltung von dem seelischen Druck befreit und der Andere zusehen mag, wie er in der fortschreitenden Zeit oder durch ein künstliches Betäubungsmittel Vergessen findet. Hier wird die herrliche und tröstliche Wahrheit des Wortes zur Tat: „Und wenn der Mensch verstummt in seiner Qual, gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide.“

Der Dichter entnimmt seinen „Stoff“ aus den freiwaltenden Elementen der Natur, des Lichts, der Luft, der Seele und des Herzens; sie sind jedem zur Verfügung, der Ungebildete wie der Gebildete, der Jüngling wie der Greis erfährt ihr Vorhandensein und ihre Macht zu jeder Stunde; nur das, was einer daraus zu machen versteht, ist das unterscheidende Merkmal. Wie die Luft, als Wirtschaftsgut genommen, jedem Versuch der Monopolisierung entweicht, so hat noch nie ein Mensch seine Hand auf die dichterischen Elementarstoffe zu legen vermocht und niemals noch waren äußere Umstände, wie Reichtum, Geburt, Stellung die entscheidenden Bedingungen für ein großes Dichtertum. Die Grundstoffe seines Schaffens, das Material liefert ihm die lebendige Natur gewissermaßen im Nothzustand: ein Baum, ein Grassalm, ein Stein, ein Vogelruf kann ihn schon zu einer dichterischen Tat begeistern. Und berührt ihn gar der Mensch mit seinem warmen Atem, so fühlt er die Flut des Erlebens und der zwingenden Aussprache raudhoch um sein brüderliches Ergreifen zu schwellen, seine Zunge möchte sich verdoppeln und die Inbrunst seiner Worte sich erheben, um auszusprechen, was allwissend um das fremde Schicksal in seiner feurig seherischen Seele loht.

Dies ist die Gnade des Dichters, daß er sich seine Welt, seine persönliche, eigene, gestaltete Welt, in göttlicher Willkür erschafft und sie so erschafft, daß sie nach ureigenen logischen Gesetzen besteht und sich erhält. Und wie der Mensch die sinnliche Welt, in der er lebt, als eine unerschütterliche, weise Ordnung hinnimmt, daran er bestenfalls seine kritische Gabe dann und wann prüft, so tritt das Werk des Dichters in seiner ganzen autonomen Selbstherrlichkeit vor den Leser, damit er es zwar im Einzelnen und Äußereren befrüchten könne, aber nicht, um es in seinem inneren totalen Daseinszwange zu bezweifeln.

Im fundamentalen, inneren und äußeren, Gegensatz zum Dichter, steht der Schriftsteller, das Wort hier gebraucht zur Kennzeichnung des gegebenen Tatsachen oder geistige Erkenntnisse beschreibend verwertenden Mannes der Feder. Sein Schaffenselement ist wesentlich an die äußere, sichtbare und greifbare Sphäre gebunden, er schafft nicht aus Nichtvorhandenem oder doch nicht aus nur stichwortartig Angedeutetem, nicht aus sich heraus, nicht aus seinem unmittelbaren Erleben; seine Tätigkeit ist die des Verarbeitens, des Verwertens, des Vergleichens. Sein Arbeitsrhythmus ist Zuständigkeit, beschaulicher Fleiß, sein Berufserfordernis gediegene Sachkenntnis, methodischer Sinn — in allem ungefähr das Gegenstück zum freiherrlichen Dichter. Dieser ist in Wahrheit der Freie, der Aristokrat, der, auf seinem Erbe behaglich ausruhend, dem Augenblick der Schaffenslust (oder des Schaffenszwangs) ruhig entgegensieht und dann sparsam, wählerisch und genießerhaft die Worte (sein Erbkapital) gebraucht, wobei es ihm auch nicht übel ansteht, wenn er in ekstatischer Schau zu einer überhitzten Geste der Leidenschaft greift. Der Schriftsteller dagegen ist in diesem Sinne der Unfreie, der Lohnsklave, abhängig von der „Konjunktur“ des jeweiligen dichterischen oder wissenschaftlichen, wirtschaftlichen oder politischen „Arbeitsmarktes“, — je nachdem ihn seine Begabung in eine von den vielen Betätigungsmöglichkeiten verwiesen hat. Abgesehen davon, daß er mit dem übergeordneten Dichter das gleiche Handwerkszeug, den gut geprägten Stil, gemeinsam zu haben trachten muß, und eine gewisse Einfühlungs- und Anpassungsgabe, wie dieser sie voraussetzt, seinem Beruf nur förderlich sein kann, unterscheidet ihn doch von dem Erlebnisgestalter das Granderfordernis einer so ausgebreiteten wie möglichen Tatsachenkenntnis, und vollends zersetzt sich die Scheidung, wenn wir den Dichter und seinen literarischen Erforscher und Wegbereiter, den gelehrten Künstler, nebeneinander halten. Dieser wäre nicht denkbar ohne jenen geistigen „Arbeitgeber“, der ihm erst die Unterlagen für sein Schaffen gibt, und so ist es mit allen anderen Fällen der Gegenüberstellung von vorarbeitendem Urschaffen des Künstlers oder des genialen Denkers und dem verarbeitenden Nachschaffen des sachkundigen Schriftstellers.

Noch ist davon zu sprechen, wie das Werk des wahren Dichters kraft seines inneren Reichthums an seelischen Werten und typisch Menschlichem durch die Pforte der zeitlichen Dauer, wenn nicht der Ewigkeit einget, während die noch so verdienstvolle Arbeit des Schriftstellers, oft noch am Tage ihres Entstehens, oder doch ihrer Veröffentlichung, von den grausamen Rädern der hunt wechselnden Tagesereignisse und des überspringenden Interesses der meisten Leser zermalmt wird. Der

Journalist, der täglich zu immer neuen Fragen und Problemen in der Zeitung Stellung nehmen muß, ist das beklagenswerteste Opfer dieser Erscheinung. Freilich geschieht es auch, daß das Schicksal des Vergessenwerdens den Dichter schneller ereilt als seinen proletarischen Kollegen und jedes Kulturland Europas hat seine Lieblinge dienenden Standes, denen es ob ihrer encyklopädisch weitgespannten Kunst, Geschichte oder Kultur des Volkes bis zurück in ihre sagenhaften Anfänge erschließenden Darstellung und anmutigen Beschreibung über das Jahrhundert hinaus die Treue bewahrt. Der blutvolle, kulturgetränkte Geschichtsschreiber darf dabei immer auf einen Ehrenplatz im Herzen eines Volkes rechnen. Aber eben darum, weil das natur- und ichtgeborene Dichtwerk schon in seinen Entstehungsbedingungen den Stempel der Gottheit an sich trägt, hat es auch die größte Unwarschaft auf die Ewigkeit und Verehrung der Welt.

Der Dichter wendet sich an Herz und Gewissen der Menschen, der Schriftsteller an ihren Verstand. Herz und Gewissen sollen nun allerdings in größerer Zahl vorkommen als der Verstand und wenn hier die Boshaftigkeit auch nicht weiter gesponnen werden soll, so darf man doch annehmen, daß das Werk des Dichters in weit stärkerer Resonanz anklingt als ein beliebiges Bereicherungsmittel des Verstandes. Denn Jugend und Weisheit bilden immer die größere Armee, mit denen

bekanntlich der Herrgott ist, und deren Herz und Gemüt werden sich immer mit dem nativen Dichter als ihrem natürlichsten Bundesgenossen verbinden. Der war nicht jung, der das bestreiten wollte, und hierin wurzelt die tiefste Wirkung des Dichters, daß er, selber jung in ungebrochener innerer Gestalt, fortbauend Jugend verleiht.

Es mag philsitros und recht eigentlich „schriftstellerisch“ klingen aber die Wirklichkeit ist schon immer darnach verfahren: jener „Adel“, dem ich den Dichter zuzählte, „verpflichtet“ auch hier. Nur das vollkommen Gelingen, das füglich nicht mehr Verbesserungsfähige der dichterischen Leistung vermag den Dank für die Vorzugstellung, die wir dem Dichter einräumen, abzustatten und seinen Ehrentitel zu bestätigen. Frei wie der Vogel in der Luft, ist sein Schaffen, weder an Zeit noch an Raum, noch an eine soziale Klasse gebunden. Ja, die Einzigartigkeit seiner Stellung geht so weit, daß, was für den Schriftsteller und jeden anderen „bürgerlichen“ Beruf Voraussetzung ist, nämlich ein möglichst umfassendes Wissen innerhalb der Berufsgrenzen und darüber hinaus, für ihn, den Dichter, oftmals wie ein Hemmschuh seiner freien Entfaltung wirkt. Denn nicht Wissen ist es, was ihm Bedeutung und Wirkung gibt, sondern *Wonne* und das hat nicht nur philosophischen Zusammenhang mit Kunst.

## Hans von Bezdold / Die Prostitution in Europa.

Der Amerikaner Abraham Flexner hat kurz vor dem Kriege in Newyork ein Buch erscheinen lassen, das den Titel „Die Prostitution in Europa“ trägt. Die Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten hat dieses Werk im Berliner Verlag von Walter Fiebig in deutscher Sprache erscheinen lassen. Der stattliche Band von 430 Seiten kostet nur 25 Mark. Seine Anschaffung ist allen denen warm zu empfehlen, die sich für die behandelte Frage interessieren.

In der Frage der Prostitution aber muß heute jeder Erwachsene Stellung nehmen, da ein neuer Gesetzesentwurf zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten in Kürze dem Reichstag zugehen wird, der grundlegende Änderungen der bestehenden Gesetze beabsichtigt. In diesen Tagen starb der geistige Vater dieses Entwurfes, Geh. Rat Blaschko. Dieser war sich der außerordentlichen Schwierigkeiten voll bewußt und seine Ansicht war, daß es eine wirklich befriedigende Lösung der Prostitutionfrage überhaupt nicht gebe. „Die Prostitution ist ein Sumpf und wird immer ein Sumpf bleiben.“ ist sein resigniertes Urteil.

Flexner ist optimistischer. Sein Buch schildert zunächst in fesselnder und klarer Sprache die Art und Weise, in der sich die verschiedenen Länder und Städte Europas mit der Frage der Prostitution abgefunden haben, England, Frankreich, Dänemark und die Schweiz, vor allem aber Deutschland.

Eine offene Beprechung des Gegenstandes ist auf dem Festland seit Jahren üblich, sie beginnt sogar in England möglich zu werden. Man kann nicht an der Tatsache einfach vorbeigehen, daß die Zahl der Prostituierten ungeheuer ist. Diese Ziffer wird nach Flexner in Paris auf 70 000 geschätzt, in Wien auf 30 000, in Berlin auf 20 000, in München auf 8000, im ganzen Deutschen Reich auf 330 000.

Welche Maßnahmen trifft nun der Staat dieser Schwierigkeit gegenüber? Seine Stellungnahme geht von der Anschauung aus, daß die Prostitution als soziales Uebel tatsächlich seit Urzeiten besteht und nicht ausgerottet werden kann. Aber in der Wahrung des äußeren Anstandes, der Gesundheit und der Ordnung sucht er zu erzwingen, daß die Prostitution sich den von der Sittenpolizei geforderten Bedingungen fügt. Diese Maßnahmen faßt man unter dem Namen „Reglementierung“ zusammen und diese ist in Deutschland, Oesterreich, Ungarn und Frankreich zu Hause.

In England, Dänemark und in der Schweiz wird die Reglementierung verworfen. Dort herrscht der „Abolitionismus“. Dieser sagt: Die Reglementierung schadet, denn sie erleknt die Prostitution als berechtigt an und schließt einen Vertrag mit dem Laster. Daher verwirft diese Richtung die Kasernierung, die Einschreibung und die regelmäßigen Untersuchungen der Prostituierten, ebenso die Einrichtung der Sittenpolizei, weil dieselbe der Bestechung allzu leicht unterliegt. Sie verwirft jede Ausnahmebestimmung für Prostituierte.

Flexner steht unbedingt auf dem Boden des Abolitionismus. Er sieht in der Reglementierung nur das Mittel, das der Polizei ermöglicht, Verbrecher, verbrecherische Prostituierte und deren Genossen unter Aufsicht zu halten. Er wirkt sogar der Polizei vor, daß sie in mehr als einer Hinsicht durch Hinterlist und durch Nichtbeachtung des Wortlauts der Gesetze die Reglementierung ausübt. Diese sei zur Aufrechterhaltung der Ordnung nicht nötig und fördere keineswegs die öffentliche Gesundheit. Die Berliner Straßen seien trotz Reglementierung nicht besser als die Londoner, wo Abolitionismus herrscht. Flexner nennt die Reglementierung sogar ein Hindernis bei der Säuberung der Straße. Außerdem umfasse sie stets nur einen kleinen Teil der Prostitution. Sie bedeute eine stillschweigende

Zustimmung der Gesellschaft zur Ausschweifung, ja geradezu eine Aufforderung, da sie die inneren Hemmungen beim Manne verringere. Aber nicht nur in ethischer, sondern auch in hygienischer Beziehung hat er ernste Bedenken, denn die Herabsetzung moralischer Hemmungen sei geeignet, die Erkrankungsanziffer zu erhöhen. Dieselbe Wirkung habe das durch die regelmäßigen ärztlichen Untersuchungen trügerisch hervorgerufene Gefühl der Sicherheit. Daß diese ärztlichen Untersuchungen sehr oft ganz ungenügend sind, zitiert Flexner an verschiedenen Selbstbeobachtungen. Was er in Paris sah, spottet allerdings jeder Beschreibung.

Der amerikanische Verfasser sieht die Gründe, aus denen auf dem europäischen Festlande an der Reglementierung festgehalten wird, in dem politischen und sozialen Konservatismus Europas, der die reformierende Hand zurückhalte. Ebenso hemmend sei der Trutz der Stelleninhaber, die ihre eigene Bedeutung überschätzen und sich mit der Kraft des Selbsterhaltungstriebes jeder Einmischung widersetzen. Das seien die Kommissare und Inspektoren, sowie die Untersuchungsärzte, bei denen das offizielle Gehalt ein unbewirkter Faktor sei. (1)

Aber der letzte und wichtigste Einwand, den Flexner gegen die Reglementierung anführt, ist nicht, daß sie als Hygiene versagt und als Polizeimaßnahme unnötig sei, sondern daß sie die richtige Stellungnahme der Gesellschaft gegen die sozialen Uebel im allgemeinen verwirrt. Der Staat darf dem Mann die Ausschweifungen nicht erleichtern, er darf die Frau nicht durch die Einschreibung stempeln, er darf mit dem Laster keinen Bund abschließen.

Interessant ist der Abschnitt des Buches über den Kampf mit der Krankheit in den abolitionistischen Ländern, also dort, wo die regelmäßigen Untersuchungen des Polizeiarztes versagen. In England herrschte vor dem Kriege ein fast völliges laissez faire. Interessant ist dagegen das skandinavische Experiment, unter Ausschaltung der Polizei durch die Gewährung freier Behandlung unter strengster Verschwiegenheit hygienische Erfolge zu erzielen. So hat Kopenhagen sieben solche unentgeltliche städtische Ambulanzen. Wie hoch mögen die Kosten sein?

Flexner gibt zu, daß die Erfahrung bisher keinen schlüssigen Beweis für die Ueberlegenheit des freiwilligen Systems erbracht hat. In Kopenhagen gingen zunächst nur die intelligenteren Prostituierten zum Arzt, die anderen entzogen sich jeder Behandlung. Unter den anderen abolitionistischen Ländern — Großbritannien, Schweiz und Holland — hat noch keines das Krankheitsproblem bisher ernst genommen. Laissez faire ist noch das Lösungswort. Die Geldspender des englischen Krankenhauses halten es für unsinnig, Geld dafür auszugeben, um Menschen vor den Folgen ihrer Sünden zu retten. Ganz London hatte vor dem Kriege nur 136 Betten für Geschlechtskranke, ganz Großbritannien nur 250.

Das Flexnerische Buch bietet eine Fülle von Anregung und Belehrung auch für denjenigen, der den Standpunkt des Verfassers in der Streitfrage: „Reglementierung oder Abolitionismus?“ nicht teilt. Eine sehr große Fülle von Beobachtungsmaterial ist in dem Werke zusammengetragen und geschickt geordnet. Das ganze wird dem Leser in flüssiger, reich anziehender Form geboten.

Unwillkürlich aber bedauert man, daß die Zustände in Amerika garnicht erwähnt sind. Bei manchem herben Urteil über das alte Europa vermißt man immer wieder die Aussage, ob denn das Heimland des Verfassers die Frage besser löst hat.

Das scheint nicht der Fall zu sein.

Der Verfasser beschäftigt sich am ausführlichsten mit dem Deutschen Reich. Der Grund ist wohl der, daß er hier am bereitwilligsten und am offensten Auskunft erhalten hat, daß ihm hier alle Behörden am meisten entgegengekommen sind. Leider aber hat er von der ausgedehnten und segensreichen privaten Arbeit von Vereinen und Körperschaften, die sich in Deutschland den vorliegenden Fragen widmen und die Arbeit der Behörden unterstützen und ergänzen, nichts gehört. In England hat Flexner zuverlässige Angaben, die sich über verschiedene Gesellschaftsklassen erstrecken, in manchen Fragen überhaupt nicht erhalten können. Trotzdem vermutet er dort einen korrekteren Lebenswandel als auf dem Kontinent. In Skandinavien ist das abolitionistische Experiment noch sehr neu und ermbalicht noch keine Schlüsse. Um so interessanter wäre eine Schilderung der Erfahrungen im abolitionistischen Amerika.

Flexner faßt zum Schluß die Ergebnisse seiner Beobachtungen zusammen: Die Reglementierung ist ausgesprochen schädlich in ihrer Wirkung auf die Erkrankungsrate. Besserung ist nur zu erzielen durch die Ausrottung von Kasernierung und Mädchenhandel, durch Ueberwachung der Straßen,

des Alkoholverkaufs und der Vergnügungslokale. Eine Ausrottung der Prostitution ist unmöglich, besonders eine solche mit Hilfe der Polizei, deren Rechtschaffenheit und Wirksamkeit durch die Verührung mit der Prostitution bedroht ist. Auszutrotten aber sind die Ausbeuter der Prostituierten. Die Prostitution muß verhütet, nicht unterdrückt werden. Der Versuch müsse gemacht werden, die Gewerbsdirne von ihrem Lebenswandel zu befehren. Besserungsanstalten, Arbeitskolonien und Krankenhäuser müssen gebaut werden, die Unterdrückungspolitik, die sich ausschließlich gegen die Frau richtet, muß möglichst beschränkt werden. Die Verlockungen, sich der Prostitution zu ergeben, müssen herabgesetzt werden. Gute Gesetze können das erreichen. Die Schädigungen des Alkohols, des zerrütteten Heims, der Wohnungsnot, der niedrigen Gehälter und elender industrieller Verhältnisse müssen beseitigt, das soziale Gewissen muß geschärft werden. Erziehung, Religion, Wissenschaft, Hygiene und aufgeklärte Staatskunst müssen Besserung bringen. Die Zivilisation, die gegen Alkohol, Tuberkulose und andere Uebel auf Tod und Leben kämpft, muß auch den Kampf gegen die Unzucht mit Mut, Selbsterleugnung und Menschlichkeit aufnehmen.

## Anna Koch / Die Mumie.

Es war an einem häßlichen Regentag, als ich erstmals das neue Museum im Schloße der Fächerstadt besuchte, dessen schöne Einrichtung mir mehrfach gerühmt worden war.

In der Tat, meine Erwartungen wurden übertroffen. Bewundernd ging ich durch Zimmer und Säle, bis mich ein Raum besonders in den Mann schlug.

Da lagen bald dreitausendjährige, wohlerhaltene Mumien in den Särgen, in die man sie einst gelegt hatte, unter Glas und Rahmen.

### Ägypten!

Vor meinem Geiste striegen Wüsten auf mit uralten, herrlichen Pyramiden. Auf Säulen getragene Tempel mit Tausenden von Kammern und Hallen, Paläste und Bauten von unübertroffener Größe und Majestät. Stille Seen mit Totenbaraken. An den Ufern kunstvoll in Felsen gehauene Gräber, „ewige Häuser“ genannt.

Draußen klatschte der Regen ans Fenster. Die vielen Besucher hatten das Zimmer verlassen und waren weiter gegangen. Andere — wohl des Regens wegen — nicht nachgekommen. Der Aufseher hatte mich nicht beachtet. Ich war allein mit den menschlichen Ueberresten einer uralten Vergangenheit. Mein Blick war gebannt auf eine Inschrift zu Füßen des Sarges:

„..... 4. Jahrhundert vor Christi, Achmin. Rede des Osiris, der sich befindet in der Unterwelt, des großen Gottes, des Herrn von Abydos:

Schuh werde bereitet der Hathor-Hor-sat, der Seligen, der Tochter des Priesters Bes-Chen, geboren von der Herrin des Hauses Schem.“

Wohlan, Seele der Seligen, tritt herfür! Gehe mit meinem Geiste zurück in das Haus deiner Väter! Ich will deine Lebensgeschichte hören!

Achmin! Stadt der hängenden Gärten, der prachtvollen Bauten, des pulsierenden Lebens.

Rauschen des Fest! Osiris, dem großen Gotte, Isis, der Göttermutter geweiht. Welch ein Gedränge und Gebränge in den Lustgärten des Hapi, des heiligen Siteres. Galt es doch den Iobben mit allem Pomp und mit allen Ehren in ein prachtvolles Grab beigelegten Siter durch einen andern zu ersetzen. Hohe Priestergestalten in kostbaren Gewändern warteten ihres Amtes. Nahmen die Auslese der gebrachten Tiere vor.

Unter den Priestern fiel eine besonders hohe Erscheinung auf. Das Gesicht war unbeweglich, wie aus Stein gehauen. Undurchdringlich und verschlossen. Um die dünnen Lippen lag ein unjählich hochmütiger Zug. Die schwarzen Augen blickten kalt. Nur die hohe Stirne war edel zu nennen und sprach für hohe Weisheit, die sich wohl dahinter verbarg. Dieser Mann war Bes-Chen. Der erste Priester und Erzieher des Königsjohnes.

Er hatte Iobben ein besonders schönes Tier zum Hapi auszuwählen, der den genauen Vorschriften des heiligen Siteres entsprach: schwarz. Auf der Stirne dreieckigen Fleck mit dem Zeichen des Adlers auf dem Rücken. Zwei Farben im Schwanz und unter der Zunge ein dem Skarabäus ähnlicher Knoten.

Jubel herrschte bei der Verkündigung. Man bekränzte das Tier, überhäufte es mit Ehren und verbrachte es in seinen Tempel. Die Seele des Osiris hatte eine Wohnstätte abermals gefunden.

Während der Zeremonie stand der Königsjohn — der demnächst in die Priesterkaste aufgenommen werden sollte — neben Bes-Chen. Er ließ seine Augen über den Reigen der vornehmen Töchter — die zum Fest überall her geeilt waren — gehen. Und als suchte er Eine vergebens, flüsterte er:

„Sage mir, edler Bes-Chen, wo ist die weiße Lilie aus deinem Garten? Die herrlichste Blume unserer Stadt?“

Der Vaterstolz trieb dem Angeredeten eine kaum merkwürdige Röte ins Gesicht. Seine Augen flammten auf, und wer auf seiner Stirne hätte lesen können, hätte gelesen, daß sein Gedankenflug hoch hinaus ging. Er antwortete dem Königsjohn ebenso leise:

„Ich sage Menephta, meinem König, daß die weiße Lilie meines Gartens den stillen Hain mehr liebt als das Gedränge. Daß sie aber im Reigen der Schönen nicht gefehlt hätte, sofern nicht ein stechender Kopfschmerz sie an der Teilnahme des Festes verhinderte. Die weiße Lilie wird sich aber freuen, daß die Augen Menephtas sie gesucht haben.“

Der Königsjohn konnte keine Antwort mehr geben, denn das Gesicht nahm überhand. Außerdem wurde er von hohen Würdenträgern in Beschlag genommen.

Während das Fest hoch ging, lag die weiße Lilie im Palast ihres Vaters auf dem Ruhebett. Sie hatte alle Dienerinnen zum Fest weggeschickt. Es war eine göttliche Ruhe im Haus und hatte auch von ihr Besitz genommen. Als sie aus einem erquickenden Schlummer erwacht war, fühlte sie keine Schmerzen mehr. Im Gegenteil, ihr war so wohl, wie lange nicht. Aus einem Reiz nahm sie einen glänzenden Ball und begab sich in den Garten.

Immer das Spielzeug vor sich herwerfend, schlenderte sie leise singend durch den herrlichen Park. Vorbei an Tempelchen und Säulenhallen, an blühenden Blumenbeeten und lodenden Ruhebänken. Immer weiter, weiter!

Nur wenige Schritte von ihr erhob sich ein kleines Anwesen. Davor befand sich ein freier Platz, in dessen Mitte — trotz der Hitze des Tages — auf niederem Ofen ein großes Feuer brannte. Neben dem Feuer saßen ein Mädchen und ein Jüngling vor einem Schmelzblech am Boden. Beide waren daran, mit langen Stäben eine Wase zu blasen.

Sie rührte sich nicht. Als aber die Wase fertig war, konnte sie einen Ruf des Entzückens nicht unterdrücken.

Die Glasbläser schauten auf. Die Reihe des Verwunders war nun an ihnen. Niemals hatten sie, außer einem hochmütigen alten Diener — der sie bei seinen heimlichen Gängen in die Stadt keines Blickes würdigte und nie ihren Gruß erwidert hatte — unter der Tür jemand anders gesehen. Nun stand da eine Mädchengestalt von fast rührender Anmut. Bart wie eine Lilie anzusehen im enganliegenden weißen Seidengewand mit dem faltigen farbenprächtigen Ueberwurf unter der eisenmagneten Tür. Aus dem feinen Gesichtchen — weiß wie Marmor — schauten zwei große dunkle Augen überrascht und fragend auf das seltsame Bild. Ein schmaler Goldfingerring hielt die schwarzen Locken zusammen. Die Frage: „Wer bist du?“ stand groß in den Mienen der Glasbläser. Sie sollten nicht lang im Zweifel sein, denn das herrliche Mädchen kam rasch und ohne Scheu zu ihnen. Nach einem freundlichen Gruß sagte sie — auf die Wase deutend: „Erlaubt, daß ich dies Wunder ganz nahe beschau. Wie geschieht ihr doch seid.“ Das Paar erholte sich rasch von seinem Erstaunen.

„Wir haben noch mehr und noch schönere Vasen“, sagte der Jüngling mit einigem Stolz. „Darf ich dich zu meine Werkstatt führen?“

„Gewiß!“ rief die Fremde. „Zeigt mir all eure Schätze. Ich will kaufen, was mir gefällt.“ In immer neues Entzücken brach die weiße Lilie aus des Priesters Garten aus beim Anblick der herrlichen Vasen und Gefäße, die zum Teil bemalt waren, zum Teil noch dieses Schmuckes harrten. Drei besonders schöne Gefäße suchte sie aus:

„Die nehme ich mit“, sagte sie. „Und ihr müßt mit mir gehen, allein kann ichs nicht tragen.“

„Wer bist du?“ wagte nun endlich der Jüngling zu fragen.

„Ich bin Herodias, die Tochter des Priesters Bes-Chen“, antwortete sie einfach. „Die weiße Lilie!“ flüsterte der Jüng-

ling kaum hörbar. Indes das feine Ohr des Mädchens hatte die Worte aufgefangen. Sie wendete sich um, sah den Jüngling lächelnd an, wobei eine feine Rote das Marmorangeficht überzog: „Kennst du mich?“ Er vergaß bei ihrem Anblick die Antwort. Die Schwester beeilte sich daher zu sagen:

„Wir haben viel von dir gehört. In der Stadt rühmt man deine Schönheit. Noch mehr aber die Güte deines Wesens.“ Beide wollten niederkniend der Herrin den Saum des Gewandes küssen. Sie aber wehrte ängstlich:

„Nicht, nicht! Ich bin ein Mensch wie ihr.“

Plaudernd geleitete sie die beiden Glasbläser — die sorgsam die wohlgeformten Gefäße trugen — durch den Park.

Der Jüngling schritt wie im Traum hinter der schönen Erscheinung her. Er achtete nicht auf das was sie sagte. Der Klang ihrer Stimme berauschte ihn schon.

Seine Schwester ging dem Mädchen zur Seite. In ihren Augen stand das Entzücken über all das Schöne, das sich ihr darbot.

Bald waren es kunstvolle Tempelchen, bald nie gesehene, fremde Blumen, bald lauschige Plätzchen, die ihrem Munde immer und immer wieder neue Rufe der Ueberraschung entlockten.

Die Herrin dieser Herrlichkeiten aber freute sich kindlich über den Ausdruck unverhohlenen Glücks, das sie den beiden Fremden schuf.

Der Palast des Priesters lag noch verlassen. Herodias zeigte dem Geschwisterpaar alles darin Lebenswerte. Auch ihre eigenen Gemächer schloß sie nicht aus, die sonst nur ihren Freundinnen zugänglich waren. Hier wurden auch die Vasen aufgestellt.

Das Frühstück Herodias stand noch unberührt auf dem Tisch. Sie nötigte die Fremden, zu essen, indeß sie in fröhlichster Laune plauderte. Mit Wohlgefallen ruhte ihr schönes Auge auf den zwei Gestalten, die in ihrer Jugend und Kraft, in ihren malerischen Gewändern sie wie ein lebendes Bild annuteten.

„Warum seid ihr nicht beim Feste?“ fragte sie.

„Wir sind Phönizier!“ antwortete der Jüngling. „Also nicht deines Glaubens. Unsere Eltern waren einst nach Aegypten eingewandert, starben früh an einem heimtückischen Fieber. Wir, ihre Erben, übernahmen das kleine Gut und fanden damit unser Brot.“

Ueber alledem waren Stunden vergangen. Die Geschwister drängten zur Heimkehr.

Herodias zog einen kostbaren Ring vom Finger, gab ihn dem Mädchen und sagte:

„Nehmt diesen Ring als Pfand für den Kauf, bis mein Vater die Schuld tilgt.“

„Nicht doch“, wehrte der Jüngling. „Dein Wort ist uns Pfand genug. Demütige uns nicht also.“

„Du hast recht“, sagte die weiße Witte. „Ich bin ungeschickt. Das Pfand weiset ihr zurück, so bitte ich euch, den Ring als Erinnerung an diesen Tag hinzunehmen.“ Sie gab den Geschwistern noch das Geleit durch den Garten und trennte sich von ihnen mit dem Versprechen, sie wieder zu besuchen. Als sie in den Palast zurückkehrte, war die Stille von ihm gewichen. Die Dienerschaft war geschäftig, ein großes Mahl zu richten, denn Bes-chen erwartete viele Freunde und Fremde zu Gaste. Seine Tochter eilte ihm entgegen. Er freute sich ihres Anblicks. Sie dünkte ihm schöner denn je.

„Was ist dir begegnet, meine Tochter?“ fragte er lächelnd. Sie führte ihn in ihre Gemächer, zeigte ihm die neuen Gefäße und erzählte ihr Erlebnis. Sie hatte in ihrem Eifer nicht bemerkt, wie sich ihres Vaters Stirne in zornige Falten legte. Wie seine Augen unwillig aufblitzten bei ihrem Bericht. Sie erschrak daher heftig, als der Vater sich erhob und in einem Anfall von Zorn und Wut die drei unschuldigen Gefäße zu Boden warf, daß die Scherben nach allen Seiten hin flogen.

„Was soll dieses elende, wertlose Glaszeug im Gemach meiner Tochter?“ grollte er.

„Was unterstanden sich diese Parias, meine Wohnung mit ungeweihten Füßen zu entweihen. Ich werde sie züchtigen um dieser Unverschämtheit willen.“

„Vater!“ flehte die weiße Witte. „Was haben sie Übels getan, daß du sie strafen willst? Sind es nicht Menschen wie wir? Sie gefielen mir gut, ich hatte Freude an ihnen.“

Diese Worte jedoch brachten den Priester in Raserei:

„Wie kann sich die Tochter des Priesters Bes-chen so gemein machen!“ schrie er. „Dieses Bettelvolk hat dich bezaubert. Weißt du nicht, daß sie der niedersten Kaste angehören. Daß sie nicht wert sind, deine Schuße zu küssen. Geschweige denn, in mein Haus zu kommen. Dazu Leute einer fremden Rasse, eines fremden Glaubens.“

„Vater!“ flüsterte sie entsetzt, denn so hatte sie ihn nie gesehen: „Ich bin mir keines Unrechtes bewußt.“

Auch diese Worte waren nicht dazu angetan, den Priester zu beruhigen: „Ungeratenes Kind!“ brante er abermals auf. „Indes ein Königssohn nach dir Umfrage hält, dir seine Gnade erweist, gefellst du dich zu Bettlern. Ich aber sage dir: Der

Priester steht über dem König. Seine Tochter ist eines Königs ebenbürtig. Du gefällst Menephta. Das andere findet sich, Vergiß diesen Vorfall und wage nicht, ihn zu wiederholen.“ Nach diesen Worten verließ er das Zimmer und ließ seine Tochter in der wunderbarsten Stimmung zurück. Ueber sie war noch nie ein Sturm gekommen gewesen. Ihr Leben war bisher so ruhig und schuldlos verlaufen. Nun mit einmal sollte sie furchtbar gefrevelt haben.

Ihre Seele war aus dem Gleichgewicht geschleudert. Ihr Kopf verwirrt. Sie fühlte sich plötzlich elend und müde. Ein Tränenstrom erleichterte ihr Herz.

Tausend Fragen türmten sich hinter ihrer weißen Stirne. Fragen, die sie sonst nie berührt hatten. Was wußte ihre schöne Seele von kalter Berechnung, von ehrgeizigen Plänen und Zielen. Wie sollte sie — die schuldloseste Blume in ihres Vaters Garten — etwas wissen von Menschenhaß, Verachtung, Hochmut und Ueberhebung.

Hatte Isis, die große Göttermutter, die Lilien im Felde anders geschaffen als die im Garten? Waren nicht alle gleich schön, hier wie dort?

Und noch ein Gedanke quälte sie. Hatte der Vater nicht gesagt: „Du gefällst dem Königssohn?“ O, daß sie diese Botschaft gerne vernommen hätte, wie vielleicht Tausende ihrer Altersgenossinnen. Aber von allen Männern, die sie kannte, war ihr gerade der Königssohn am widerwärtigsten. Der Gedanke, ihm anzugehören, furchtbar. War er nicht ein Despot, herrisch und anmaßend? Trug nicht sein Angeficht den Stempel des heimlichen Lasters? Waren nicht seine Augen gierig wie die eines wilden Tieres? Nein! Lieber tot als ihm gefallen.

Ein ander Bild stieg vor ihrem Geiste auf. Die Glasbläser. Hatte sie je einen so herrlichen Jüngling gesehen? In seiner ebenmäßigen Gestalt lag Kraft, in seinem kühn geschnittenen Gesicht Wille und Entschluß. In seinem Auge — Seele — O! Was war über sie gekommen? Sie wußte es nicht. — Zu ihren Füßen lagen die Scherben der Gefäße, die sie so kostbar gewähnt hatte. Ihr war, als wäre auch ihr Frohsinn mit der Noheit ihres Vaters in Trümmer gegangen. Was schlummerte in ihm, dem verehrten Vater, daß er so grausam sein konnte? War den alles Schein und Lüge, was sie für Wahrheit gehalten?

In einer ersten schlaflosen Nacht sah sie die Schattenseiten des Lebens alle um ihr Lager sich sammeln. Traten tausend Fragen vor ihr auf und harrten auf Dentung und Antwort. Sie aber hatte niemand, der ihr zu Hilfe kam.

„Miriam“, sagte die weiße Witte, die krank auf ihrem Lager lag, zu ihrer vertrauten Dienerin einige Zeit später: „Gehe hinaus in den Garten, bis ans Ende der Mauer gen Abend. Dort findest du eine Lüre. Schließe auf. Du wirst ein kleines Anwesen finden. Dasselbst zwei Glasbläser, ein Geschwisterpaar. Grüße sie von mir. Sage, du kommest in meinem Auftrag, die Schuld einzulösen. Bezahle, was sie verlangen und bringe mir Bescheid.“

Miriam ging. Nach einer Stunde kehrte sie wieder.

„Herrin!“ sagte sie harmlos. „Ich konnte kein Anwesen und keine Glasbläser finden. Nur einen rauchenden Trümmerhaufen.“

Arme, weiße Witte. So wild brauste der Sturm durch deine Seele. — — —

Unenträglich Tage voller Sonnenglut. Unheilswanger steigen aus den Niederungen des Nils die giftigen Dünste. Alles Wasser ist verdorret. Der Chamäleon weht mit heißem Odem. Fieberluft bringt auch dir Verderben, Herodias.

Und ist alle Kunst der Aerzte vergebens, alle Opfer des Priesters an Osiris. Die weiße Witte des Hauses Sched liegt auf der Totenbahn.

Ja, sie erheben viel Klage um dich, du Herrliche, du weiße Witte. Sie sparen nicht an Palmwein und Myrrhen, deinen Leichnam zur Balsamierung vorzubereiten. Und welche köstlichen Ballen feinsten Linnenstreifen bringen sie herbei, dich darein zu wickeln. — Alles geschieht mit Sorgfalt, mit Feierlichkeit und im Glauben, daß deine abgeschiedene Seele allezeit ihren Körper unversehrt wiederfinden möge.

Ueber den stillen Totensee fährt die Barke mit ihrer kostbaren Last, um dich, du Selige, neben der Mutter — der Herrin aus dem Hause Sched — zu bestatten. — — —

\*

Schritte und Flüstern wird gehört. Ich schreie empor aus tiefem Sinnen. Wo bin ich? — Die Bilder sind ausgelöscht, der Geist von seiner weiten Reise zurückgekehrt. Ich stehe am Sarge der Tochter des Priesters nicht in Achmin, sondern im Schlosse zu Karlsruhe.

Der heftige Regen hatte herrlichem Sonnenschein Platz gemacht. Neue Besucher füllen die Hallen. Ich gehe weiter durch Zimmer und Säle, die auch von einer versunkenen Welt sprechen. Und in meinem Ohr klingt immer noch der Spruch:

„Schutz werde bereitet der Hathor-Hor-sat, der Seligen, der Tochter des Priesters Bes-chen, geboren von der Herrin des Hauses Sched“.